



Untergang im Weberschiff

DAVID STARETZ • david.staretz@profil.at

In Groß-Siegharts im Waldviertel gibt es ein Museum des Fortschritts, auch wenn es anders heißt: Webermuseum. Der mechanische Webstuhl, betrieben von Dampfmaschinen, gilt als Synonym für die frühe Industrielle Revolution und ihre sozialen Auswirkungen: Arbeitslosigkeit, Anpassung der menschlichen Arbeit an den Takt der Maschine, harte Bedingungen, geringe Löhne. Das Weben mit einfachen Webstühlen war früher familiäre Heimarbeit, wie der Nachbau einer Weberkeusche im Museum eindrucksvoll zeigt. 1800 bis 1850 war die Zeit der Maschinenstürmer, die mechanische Webereien angriffen und sie in heller Wut über unmenschliche Arbeitsbedingungen und geringe Löhne zerstörten. Dennoch: Was ehemals als Luxusartikel gegolten hatte, war nun für viele erschwinglich. Heute gehört all dies der Geschichte an; wie Gerippe eines hölzernen Totentanzes stehen die erstarrten Webmaschinen. In ihrer ingenüösen Abstraktheit erinnern sie an Orgelstühle, Harfen, Innereien einer höheren Ordnung. Ihr einst infernalisches Klappern ist für immer verstummt, die Spinnfäden hängen schlaff, denn die ursprünglich dampfbetriebenen Transmissionswellen, einst unerbittliche Mahlwerke der Frühindustrialisierung, ragen nur noch wie nackte Vorhangstangen von der Wand.

Lediglich in den sehenswerten, mit Liebe eingerichteten und präsentierten Museumsräumlichkeiten lässt sich noch miterleben, wie kalt die Riemen schlagen, wie teilnahmslos die Räder eierten, wie unbarmherzig die Maschinen loslegten, laut, hart, monoton schlagend im raschen Takt der harten Arbeit. ■

Wachstum-Kurs

Strategische Überlegungen, die für Unternehmen funktionieren, können der eigenen Persönlichkeit doch auch ganz dienlich sein. Und sie müssen nichts kosten. Denn gängige Personalentwicklungswerkzeuge wie SWOT-Analysen, Wettbewerbsstrategien oder Marktfeldanalysen, mit denen Human Resources-Chefs gern operieren, sind heute Allgemeinut wie etwa – übertragen gesprochen –



COACHING ALS CSR-PROJEKT
Lydia Skene entwickelte ein **Gratis-eBook für Menschen um die 50, die sich beruflich weiterentwickeln wollen.**

Bohrer, Hammer oder Schraubenzieher. Auf diesem Konzept basiert auch das System der international akkreditierten Trainerin Laura Komócsin, die von Budapest aus das Sozialprojekt eines kostenlosen e-Coachings startete und binnen kürzester Zeit indische, englische, italienische, rumänische und slowakische Mitstreiter fand. Auch eine Österreicherin ist mit an Bord, die den deutschen Sprachraum betritt: Lydia Skene lancierte dieser

Tage gemeinsam mit Komócsin das eBook „Wie managen wir unser Leben? – 22 erprobte Selbst-Coaching Methoden“ (contact@coachingbudapest.com). Skene sieht ihr Angebot vor allem als „Werkzeugkasten für Menschen um die 50, die sich aus praktischen oder finanziellen Gründen nicht so leicht einen Coach leisten wollen oder können“ und auf dem Arbeitsmarkt ohnedies keinen leichten Stand haben. Das Wertvolle an dem Gratis-eBook ist sein Aufbau, denn genauso wie bei Hammer & Co. kommt es auf Reihenfolge und Anwendung an. Am Ende werden Wachstumskurse aufgezeigt, die weit über gängige Plattitüden hinaus ernsthafte Entscheidungsgrundlagen bieten. Denn Schummeln ist zwar erlaubt, macht aber bei diesem „Heimwerkerspiel“ keinen Spaß.

„Wie managen wir unser Leben?“
22 erprobte Selbst-Coaching Methoden zum Downloaden für Jedermann





Dienstlich

MICHAEL NIKBAKHSH • michael.nikbakhsh@profil.at

Ein der frühen Ratschläge, die mir ein weiser Kollege einst mit auf den Weg gab, lautete: „Schau dir stets an, welchen Dienstwagen einer fährt. Je kleiner der Charakter, umso größer das Auto.“ Wiewohl die Aussage empirisch kaum zu belegen ist – ich habe im Laufe der Jahre tatsächlich erstaunliche Wahrnehmungen gemacht. Da war zum Beispiel der Generaldirektor einer Großbank, der großen Wert darauf legte, den mit Abstand Größten im Vorstand zu haben (Mercedes S500). Er trieb die Bank schlussendlich an den Rand der Pleite. Oder der Vorstandsdirektor einer börsennotierten Gesellschaft, der mitnichten den eigentlich für ihn vorgesehenen Audi A6 besteigen wollte und stattdessen auf der Anschaffung eines VW Phaeton bestand. Er wurde später wegen ostentativer Tatenlosigkeit entfernt. Oder der Chef einer Regionalbank, der sich im Porsche Cayenne chauffieren ließ. Er sitzt mittlerweile im Knast. Für seinen Nachfolger musste es gar ein Audi S8 sein, den er umstandslos schrottete (nur um gleich einen weiteren anzuschaffen). Für diesen Herrn gilt derzeit noch die Unschuldsvermutung. Oder der Minister, der sich (als einziges Mitglied der Bundesregierung) ebenfalls einen 8er Audi vor das Kabinett stellen ließ – auch er heute ein Unschuldsvermuteter. Er hielt sich immerhin länger im Amt als ein Kollege, der partout einen Jaguar begehrte (dessen Auslieferung er durch eine erzwungene Demission zuvorkam). Und was fahren Sie so dienstlich?



Bares Glück

Sechzigtausend! Eine Sechs und vier Nullen, hieß es in den vergangenen Jahren immer wieder, sei die ultimative Glückszahl – vor allem seit die prestigeträchtige Princeton-Universität 2010 in einer Studie nachwies, dass es ab einem Jahreseinkommen von 60.000 Euro keinen Anstieg von Lebenszufriedenheit mehr gibt. Kaum hatten sich die Generationen X, Y und vermutlich bald auch Z damit abgefunden, dass sie den Lebensstandard, den ihre Eltern und Großeltern unter guten Bedingungen erwirtschaften konnten, niemals aus eigener Kraft erreichen werden, kriegten sie vom britischen Office for National Statistics (ONS) noch eines drübergebracht. Dort fand man jüngst heraus: Geld macht sehr wohl glücklich, und noch mehr Geld noch glücklicher. Vor allem eine ganz spezielle Form von Vermögen sei eng mit dem Wohlfühl des Einzelnen verbunden: liquide oder sofort abrufbare Mittel wie Aktien, Sparbücher oder der gute alte Geldstrumpf unterm Polster. Eigentum wie Immobilien, Antiquitäten oder Yachten hingegen würden bloß zu Verspießerung führen. Der legendäre Spruch von Hollywood-Diva Zsa Zsa Gabor, dass es „angenehmer“ wäre „in einem Rolls-Royce zu weinen als in einem Bus“, ist damit endgültig widerlegt. Pop-Star Janet Jackson hat also recht gehabt, als sie erkannte: „In einem Rolls-Royce kann man genauso unglücklich sein wie in einem VW.“ Die Ur-Version des gern bemühten Vergleichs – „Auch in einem Rolls-Royce wird geweint, vielleicht sogar mehr als in einem Bus“ (Françoise Sagan) – ist übrigens bis heute weder statistisch noch wissenschaftlich belegt. MER



NO MORE SECRETS – PLEASE!



Die Rache der Nerds

MICHAELA ERNST
ernst.michaela@profil.at

Man hätte besser die Augen offen halten sollen, als Anne Hathaway, Scarlett Johansson, Demi Moore oder Johnny Depp vor einem halben Jahrzehnt der Krankenkassa-Brille einen Fixplatz auf dem Red Carpet einrichteten. Wie sich jetzt herausstellt, hatte dieses Statement deutlich weniger mit Woody Allen als mit Mark Zuckerberg zu tun. Denn das ungelenke Dioptriengestell bedeutete nicht etwa ein Hoch auf Witz und smarte Intelligenz, sondern im Gegenteil – es war der Vorbote des Streber-Styles. Mittlerweile bleibt es ja nicht bloß bei den Brillen: Pullunder und Cordhosen, Faltenröcke, Schoolbag-Taschen und Schluppenblusen gelten als ultra-modern. Prada, Miu Miu, Gucci zeigen, wie man die schirch-schöne Bravheit perfektioniert, und Superstars wie Jennifer Lopez sind schon eifrig am Üben. Via Catwalk meldet sich die eigene Schulzeit (1970er-Jahre) zurück: Man wird erinnert an die Schlaumeier aus der ersten Reihe, die beim Volleyball immer auf der Ersatzbank saßen – dafür aber bei Schularbeiten ihre Arme zu einer Art Chinesischen Mauer hochpumpen konnten, damit es unmöglich blieb, von ihnen abzuschreiben. „Revenge of the Nerds: Why Geek Chic Is the Next Fashion Phenomenon“, analysierte kürzlich die US-„Vogue“. „Geek“ steht übrigens für Computerfreaks, Stubenhocker, Zahlen-Streber. Also für Menschen wie wir. Die selbst bei Sonnenschein an ihren Facebook-Profilen herumdoktern. Oder sich auf Twitter der aktuellsten Form von Mathe-Übung widmen: sinnvolles Kommunizieren in 140 Zeichen. Jetzt haben wir den Modosalat dazu. Beinahe eine Strafe. ■



GEMÄLDE FÜRS HANDGELENK
Piaget „Altiplano“ mit Eierschalenintarsien, Piaget „Protocole XXL“ mit Mikromosaik. „Secret de la Reine“ von Breguet (v. o. n. u.)



Nicht alle Uhren haben die profane Bestimmung, einfach nur die Zeit anzuzeigen. Manche werden dazu gebaut, sie nebensächlich erscheinen zu lassen. Weil sie nämlich so kunstvoll gearbeitet sind, dass die eigentliche Funktion der Uhr in den Hintergrund tritt. Piaget etwa kreiert alle zwei Jahre Miniaturgemälde fürs Handgelenk. Das neueste Œuvre des Hauses nennt sich „Secret and Lights“ und stellt ziffernblattmäßig Motive der Städte Venedig und Samarkand dar. Warum, wird nicht näher erläutert. Aber es geht ja auch um Geheimnisse. Konkurrent Breguet brachte im Vorjahr „Le Secret de la Reine“ heraus, was irgendwie – auch ein bisserl geheim – auf die etwas unglückliche französische Königin österreichischer Provenienz Marie-Antoinette hinweist. Warum nur, so fragt man sich, müssen die besten Kunsthandwerker so gedemütigt werden? Ein Blick genügt doch, um die Qualität zu erkennen; ein PR-generiertes Motto ist dafür nicht notwendig. Und manchmal auch sinnbefreit: Als Marie-Antoinette am 16.10.1793 im Namen von Liberté, Egalité & Fraternité „vom Leben zum Tode befördert“ wurde, dauerte es bis zur Serienfertigung von Armbanduhren noch fast 100 Jahre. MER

PIAGET (4) / BREGUET

Mussperfekt



Schöne Aussichten

SEBASTIAN HOFER
hofer.sebastian@profil.at

Es gibt viele gute Gründe dafür, hin und wieder ein bisschen pessimistisch zu sein. Die meisten davon kommen täglich und recht unübersehbar in den Hauptnachrichten, einige werden in Fachblättern wie dem Journal „Social Psychological and Personality Science“ versteckt. Letzteres veröffentlichte soeben eine Studie, die in Sachen Pessimismusbewusstsein ganz neue Dimensionen eröffnet, also doch deutlich mehr bietet als die handelsübliche Tarek-Leitner-„ZIB“. Ihre wesentlichen Erkenntnisse: Das Glück ist ein Vogerl im Rückwärtsgang. Ging man bisher davon aus (und konnte das auch wissenschaftlich recht gut belegen), dass die allgemeine Lebenszufriedenheit mit dem Alter tendenziell ansteigt, hat sich dieser Effekt im laufenden Jahrzehnt offenbar verkehrt: Teenager sind heute glücklicher als je zuvor, dafür fallen die Zufriedenheitswerte ab dem 30. Lebensjahr drastisch ab. Die Hypothese der Forschergruppe, grob vereinfacht: Übertriebener Optimismus in jungen Jahren kann – sobald der relativ unvermeidliche Wirklichkeitsdämpfer einsetzt – deprimierende Spätfolgen haben. Es wird nämlich, auch wenn förderfreudige Erziehungsberechtigte gern das Gegenteil behaupten, nicht jeder Teenager später einmal als Bundeskanzlerin oder Astronaut arbeiten. Aber vielleicht reicht es ja, den Kids ein bisschen mehr Realismus mitzugeben – etwa durch regelmäßigen Tarek-Leitner-Konsum. Ja, das klingt hart, und ist es wohl auch. Aber es zahlt sich aus. In 20 Jahren circa. ■

Was wären die TV-Serie „Downton Abbey“, der Silvester-Fixpunkt „Dinner for One“ oder die „Batman“-Filme ohne passendes Personal? Butler und Haushälterinnen dienen als Symbol traditionellen Klassendenkens. In der Realität spielen sie kaum noch eine Rolle – sollte man meinen. Dennoch scheint es nach wie vor Bedarf an Personal nach dem Vorbild englischer Adelshäuser zu geben: „Missperfect“, ein „Trainingsinstitut für Top-Haushaltskräfte“, schult und vermittelt Haushälterinnen und Butler. Dermaßen ausgebildete Fachkräfte hätten die Chance, „gut dotierte Beschäftigungsverhältnisse im gehobenen Ambiente exklusiver Privathaushalte“ zu erreichen, meint Missperfect-Geschäftsführer Markus Nepf. Die Ansprüche an die Geschulten weichen bloß in noblen Details von den Aufgaben weniger gut bezahlter Kollegen ab: Küchenorganisation, Reinigung und Pflege „hochwertiger Materialien“, Eventorganisation, Betreuung weiterer Residenzen. Man kennt das schließlich auch von Rosamunde-Pilcher-Filmen. Passenderweise spielt für die Arbeitgeber der Preis keine Rolle, vielmehr sind Qualitätsstandard des Hauspersonals und „Zugang zur heimischen Lebens- und Esskultur“ unverzichtbar. Immerhin 80 bis 100 Stellen für Butler in Österreich gibt es momentan, schätzt Nepf; für Haushälterinnen sähe es noch besser aus. Wenn das kein gutes Zeichen ist: Wenn auch die Staatskassen immer leerer werden, zumindest in manchen Haushalten ist die Welt noch in Ordnung. RP

KULT-KLASSIKER
Butler James aus
„Dinner for One“ trinkt
auch gern mal einen Toast auf
abwesende Gäste.



SHUTTERSTOCK-ANG-IMAGES/PICTUREBESK.COM